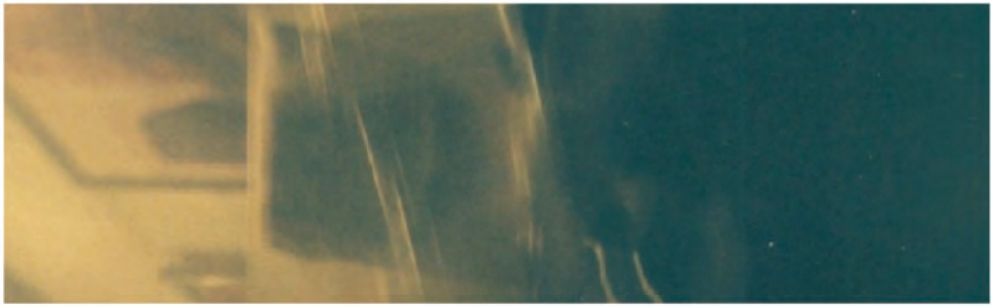

Sybille Frank,
Jochen Schwenk (Hg.)

Turn Over

Cultural Turns in der Soziologie

campus

Turn Over

© Campus Verlag GmbH

Sybille Frank, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im LOEWE-Schwerpunkt »Eigenlogik der Städte« an der TU Darmstadt.

Jochen Schwenk ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der TU Darmstadt.

© Campus Verlag GmbH

Sybille Frank, Jochen Schwenk (Hg.)

Turn Over

Cultural Turns in der Soziologie

Festschrift für Helmuth Berking

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.
ISBN 978-3-593-39277-6

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2010 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.
Umschlaggestaltung: Campus Verlag, Frankfurt am Main
Umschlagmotiv: © Urs Jaeggi, Berlin/Mexiko-Stadt
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Einleitung
Sybille Frank und Jochen Schwenk 9

QUERWÄRTS – Eine Collage
Urs Jaeggi 21

Kultur – Soziologie: Mode und Methode?
Helmuth Berking (1989) 23

I. Rückblicke

Konjunkturen und Wandlungen des Kulturbegriffs
in der deutschen Soziologie
Jochen Schwenk 45

Erinnerungen an meinen Cultural Turn
Wolfgang Eßbach 67

Tales of the City or Städte ohne Grenzen
Anthony D. King 75

II. Ausblicke

Jenseits des Cultural Turns: Die Renaissance der Gesellschaft
Hermann Schwengel 95

Die Kulturwissenschaften in der Krise
Lutz Musner 103

Abfall & Eleganz: Materialität vs. Kultur?
Lars Frers 117

© Campus Verlag GmbH

III. Stadt

Schwarzsein als kollektive Praxis in Salvador de Bahia – Stadtsoziologie aus kulturtheoretischer Perspektive
Martina Löw 137

Wahrzeichen des Geschmacks: Anmerkungen zur Stadt als Geschmackslandschaft
Rolf Lindner 159

Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt – Eine architektursoziologische Skizze
Silke Steets 171

Knowledge Turn in der Stadtforschung – Begriffscocktail mit Rezeptur
Ulf Matthiesen 189

IV. Vergangenheit

Nostalgie – Kreative Effekte eines problematischen Gefühls
Erhard Stölting 215

Warten auf den Cultural Turn: Das Ende der Geschichte und das Schweigen der Soziologie
Sybille Frank 235

Wie viel Geschichte braucht das Ich? Normative Implikationen der psychoanalytischen Auffassung von Lebensgeschichtlichkeit
Gunter Weidenhaus 263

V. Dezentrierung

Reinventing the Commons
Carlo Caduff and Shalini Randeria 289

Anpassung und Kreativität – Über afrikanische Variationen politischer Heterarchie
Trutz von Trotha und Mario Krämer 307

© Campus Verlag GmbH

Wissenssoziologische Ursprünge der Ungleichheitstheorie:
Das Tocqueville-Paradox
Sighard Neckel 333

VI. Event

Das Ereignis als Aufgabe – Zur Trajektstruktur
der »Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010«
Ronald Hitzler und Arne Niederbacher 343

Basler und Mainzer Fas(t)nacht, Kölner Karneval und Münchner
Fasching vor allem – Eine transdisziplinäre Tour d'Horizon
Richard Faber 361

Autorinnen und Autoren 383

Tabula Gratulatoria 385

© Campus Verlag GmbH

© Campus Verlag GmbH

Einleitung

Sybille Frank und Jochen Schwenk

Dieses Buch ist dem Freund, akademischen Lehrer und Wegbegleiter Helmuth Berking zum 60. Geburtstag gewidmet. Es sondiert die Umbrüche und Veränderungen, die sich für die Soziologie im Verlauf der letzten Jahrzehnte aus dem Cultural Turn ergeben haben, aber auch die Herausforderungen, vor denen die Disziplin heute steht. Damit vermessen die in diesem Band versammelten Beiträge ein Themenfeld, das Helmuth Berking, ausgehend von seinen Arbeiten zu den Diskussionen um »Masse und Geist« in der Weimarer Republik (1984) über die »Anthropologie des Gebens« (1996) bis hin zur »Eigenlogik der Städte« (2008), selber durchwandert hat.

Die Soziologie hat sich vom Cultural Turn in unterschiedlichem Maße inspirieren lassen. Ausbuchstabiert wird der allgemeine Trend zur Kultur in den jüngeren Geistes- und Sozialwissenschaften als eine Vielzahl unterschiedlicher Cultural Turns. Entsprechend beleuchten die in diesem Band versammelten Beiträge nicht nur die allgemeinen Einflüsse des Cultural Turns auf die Grundmotive soziologischen Fragens und Forschens. Sie liefern darüber hinaus auch einen Überblick über die entstandene Forschungslandschaft, indem sie die vielfältigen Möglichkeiten widerspiegeln, Kultur zum Leitmotiv oder Thema soziologischer Forschung zu machen.

Wir haben diesem Buch zwei Kapitel vorangestellt, die in das Themenfeld auf unterschiedliche Weisen einführen. In »QUERWÄRTS« setzt sich Urs Jaeggi mit dem Verhältnis von Kultur und Gesellschaft auseinander. In Form einer Collage thematisiert er das schwierige Geschäft der Deutung von Kultur. Im Angesicht der Risse und Schründe der Welt erscheinen der ordnende Maßstab der Ästhetik und die Systematik wissenschaftlichen Denkens perforiert. Die Experten kommen zu spät. Die Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst verschwimmen: Die Arbeit der »Machenden (ob Wissenschaftler oder Künstler)« (S. 22) wird gleichermaßen zu einem ris-

© Campus Verlag GmbH

kanten Unternehmen, nämlich dem immer schon unzureichenden Experiment der Weltdeutung.

Der zweite Beitrag mit dem Titel »Kultur – Soziologie: Mode und Methode?« stammt aus der Feder des Jubilars selbst und wurde 1989 in dem von Helmuth Berking und Richard Faber herausgegebenen Band *Kultursoziologie – Symptom des Zeitgeistes?* veröffentlicht. Kultur, so Berkings Beobachtung, erhält in den achtziger Jahren im Rahmen einer krisenhaften Gegenwartswahrnehmung den Status eines diskursiven und forschungsstrategischen Leitbegriffs. Die in diesem Jahrzehnt zu verzeichnende Hochkonjunktur des Kulturbegriffs verweist für Berking auf die Krise der kulturellen Selbstgewissheit der westlichen Welt, die auch eine Krise der soziologischen Wissensproduktion bedeutete: Was vormals als »Modernisierung«, »Spätkapitalismus« oder »Industriegesellschaft« die auf gesellschaftliche Strukturmerkmale fokussierten soziologischen Debatten bestimmt hatte, wird nun durch »Kultur«, »Ästhetik« und »Stil« überschrieben, so dass Berking formuliert: »Wo früher ›Gesellschaft‹ war, ist nun […] ›Kultur‹ geworden« (S. 26).

In den ersten beiden Kapiteln »Rückblicke« und »Ausblicke« sind diejenigen Beiträge zusammengefasst, die zum Cultural Turn insgesamt Stellung nehmen.

Jochen Schwenk eröffnet den als »Rückblicke« überschriebenen Abschnitt. Mit seinem als »Konjunkturen und Wandlungen des Kulturbegriffs in der deutschen Soziologie« betitelten Aufsatz verfolgt er die Bedeutungszu- und -abnahmen des Kulturbegriffs in der deutschen Soziologie. Die Konjunkturen des Kulturbegriffs bindet er an die jeweils zentralen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen zurück. Beginnend mit einer Analyse der Bedeutung von »Kultur« im Gründungszusammenhang der deutschen Soziologie rekonstruiert Schwenk deren Entwicklung über die Zeit des Nationalsozialismus, die Nachkriegszeit und die achtziger Jahren bis in die heutige Zeit hinein. Er arbeitet heraus, dass der Kulturbegriff stets im Kontrast zu wechselnden Gegenbegriffen – »Zivilisation«, »Gesellschaft«, »Ökonomie« – gebraucht wurde. Die »Überwindung dieses Dualismus ist der deutschen Soziologie«, so Schwenk, »seit ihren Gründungstagen als ständige Herausforderung mitgegeben« (S. 46).

In seinen »Erinnerungen an meinen Cultural Turn« identifiziert Wolfgang Eßbach drei Motive, die zur Bedeutungszunahme von Kultur geführt haben. Für ihn gewann »Kultur« zunächst an Gewicht durch eine Strategie, die Eßbach als »Rechtfertigung des Geistes im Angesicht verbaler Heimsu-

© Campus Verlag GmbH

chungen« (S. 68) beschreibt. Es handelt sich dabei um eine spezifische Form der Abwehr bei gleichzeitiger Vereinnahmung, die den Intellektuellen die Deutungsmacht sichert. Für Eßbach führte die Analyse dieser Strategie in eine »Soziologie der Intelligenz« (ebd.). Die allgemeine Ratlosigkeit der Intellektuellen gegenüber den Rätseln der »hochtechnisierten und ästhetisierten Lebenswelten« (S. 71) verleitete ihn zweitens zu einer Beschäftigung mit der »Welt der Artefakte« (ebd.). Das dritte Motiv ist mit den Namen Auschwitz, Archipel Gulag und Hiroshima verbunden. Der Wunsch, Erklärungen für diese fatalen Umschlagspunkte moderner Fortschrittshoffnungen zu finden, hat die Diskussionen um »Kultur« in der deutschen Soziologie stets mit vorangetrieben. Die ethischen Grundlagen menschlichen Handelns zu ergründen, ist für Eßbach bis heute eine der wichtigsten Aufgaben kultursoziologischen Denkens.

Auch Anthony King wählt in seinem Beitrag »Tales of the City or Städte ohne Grenzen« einen biographischen Zugang zum Thema. Er rekonstruiert die wechselseitige Verschränkung von Gesellschaft, Kulturwissenschaften und Soziologie anhand der unterschiedlichen städtischen und disziplinären Kontexte, in denen er als Soziologe gewirkt hat: in den Geistes- und Sozialwissenschaften in Delhi; in Soziologie, Gebäudelehre und Architektur in London; in den Fächern Kunstgeschichte und Soziologie in New York. Mit dem von James Clifford geprägen Begriff der »travelling theory« (S. 89) zeigt King am Beispiel dieser verschiedenen beruflichen Stationen die eminente Bedeutung unterschiedlicher Handlungs- und Denkräume einerseits und lokaler Kontexte andererseits für die Theoriebildung auf. Er wird so zu einem Augenzeugen der Entstehung eines postkolonialen Erfahrungsraums. Aus dieser über nationale Rahmungen hinausreichenden wissenschaftlichen Perspektive wirft er ein Licht der »ersten Stunde« auf die Entstehung und Entwicklung des Cultural Turns.

Hermann Schwengel problematisiert unter der Überschrift »Jenseits des Cultural Turns: Die Renaissance der Gesellschaft« die Grenzen des Cultural Turns und eröffnet damit den Abschnitt der »Ausblicke«. Zwar erkennt Schwengel das Potenzial des Cultural Turns an, ein neues soziologisches Denken angestoßen zu haben; er weist aber gleichzeitig darauf hin, dass die Globalisierung uns vor neue Herausforderungen stellt, die erst noch gemeistert werden wollen. Dazu bedarf es laut Schwengel einer neuerlichen Wende, die zu einem bescheideneren Kulturbegriff gelangen und den Gesellschaftsbegriff stärken müsse. Dabei schwebt ihm ein Verständnis von Gesellschaft als intermediäre Gewalt vor, die in der globalen Interaktion

© Campus Verlag GmbH

mit anderen Gesellschaften einen klar definierten Platz einnimmt, an den sich auch wieder politische Mehrheiten knüpfen lassen: »Dafür wird wieder ein Cultural Turn gebraucht, aber einer, der durch das Säurebad globaler Erfahrung gegangen ist und gelernt hat anzuerkennen, dass die Ordnungs- und Orientierungsleistung von Gesellschaft auch für Kultur unabdingbar ist« (S. 101). Im »spatial turn« findet Hermann Schwengel den skizzierten Weg am vielversprechendsten eingeschlagen.

Auch der Beitrag »Die Kulturwissenschaften in der Krise« von Lutz Musner thematisiert die Grenzen des Cultural Turns. »*No more turns!*« fordert Musner (S. 106) und setzt an die Stelle immer weiterer Drehungen und Wendungen im Zeichen der Kultur das Innehalten und die Bilanzierung des bisher Erreichten. Als unbestreitbaren Gewinn der kulturellen Umprägung der soziologischen und kulturwissenschaftlichen Wissensproduktion der letzten Jahrzehnte bezeichnet Musner den gewaltigen Erkenntnisfortschritt sowie die große Nähe der Forschungen zur Lebenswelt. Problematisch ist für ihn jedoch die zunehmende Selbstreferenzialität des kulturwissenschaftlichen Forschungsbetriebs, was zu einer Abhängigkeit von intellektuellen Moden und einer Gefährdung der erreichten Nähe zur Lebenswelt führt. Gleichzeitig beschleunigt sich die Theoriebildung. Diese Entwicklung kann von der empirischen und historischen Forschung nicht mehr eingeholt werden. Ein »hypertropher Konstruktivismus« (S. 109) ist die Folge. Um diesen Entwicklungen zu begegnen, schlägt Musner vor, den Dynamiken des Sozialen und Ökonomischen wieder einen Platz in der kulturwissenschaftlichen Forschung einzuräumen. Die Regulationstheorie ist für ihn ein Wegweiser auf dem Weg hin zu einer kritischen Kulturwissenschaft, die Kultur »als Teil von Regulationsweisen der kapitalistischen Wirtschaftsformen zu beschreiben sucht« (S. 114).

»Abfall & Eleganz: Materialität vs. Kultur« lautet der Titel des Beitrags von Lars Frers. Darin beschreibt er die Veralltäglichung der Ästhetik, die kennzeichnend für individualisierte Gesellschaften ist. Ästhetik hat so ihre Dignität als Vokabel des bildungsbürgerlichen Wortschatzes verloren. Für Frers sind Fragen des Ausdrucks und der Form nun vielmehr Fragen der sozialen Distinktion. Der Körper wird so zur Ausdrucksfläche der Alltagsästhetik und erinnert uns daran, dass wir alle immer schon – jenseits aller semiotischen Spiele – als Körper in der Welt sind und als Körper in Beziehung zu Anderen und den Dingen stehen. Lars Frers bringt diese Erfahrung mit dem Begriff des »Wahrnehmungshandelns« (S. 127) auf den

© Campus Verlag GmbH

Punkt. Damit will er auf die Bedeutung des Materiellen für das menschliche Wahrnehmen und Handeln aufmerksam machen.

Das folgende Kapitel trägt den Titel »Stadt« und führt hinein in die verschiedenen Themenbereiche, die im Rahmen des Cultural Turns ihre Fragestellungen kulturalisiert oder durch die kritische Befragung des Cultural Turns an Kontur gewonnen haben.

Das Kapitel »Schwarzsein als kollektive Praxis in Salvador de Bahia – Stadtsoziologie aus kulturtheoretischer Perspektive« ist gleichermaßen eine theoretische Verortung der Stadtsoziologie im Rahmen der Kultursoziologie wie die Umsetzung der mit einer solchen Positionierung verbundenen Konsequenzen im Sinne einer ethnographischen Beschreibung von Salvador de Bahia. Auf ihren Streifzügen durch das brasilianische Salvador entdeckt Martina Löw die »schwarze« Geschichte der Stadt. Seit den späten siebziger Jahren findet eine Verschiebung in der Selbstthematisierung Salvador de Bahias statt. An die Stelle der Geschichte des Kolonialismus und der Sklaverei, die beide als Ausdruck der Moderne gedeutet werden, tritt zunehmend die »Reinszenierung vormoderner afrikanischer Traditionen« (S. 147). Damit wird jenseits von Sklaverei, Kolonialismus und europäischer Moderne ein positiver Anknüpfungspunkt gefunden, der nicht nur die Menschen in Salvador miteinander verbinden kann, sondern darüber hinaus den Stoff für den nationalen Mythos Brasiliens liefert: Brasiliens Wurzeln sind »Afro« (S. 153) und Salvador ist derjenige Ort, an dem das damit verbundene Lebensgefühl wie nirgends sonst erlebt werden kann.

Der zweite, von Rolf Lindner verfasste Beitrag trägt die Überschrift »Wahrzeichen des Geschmacks: Anmerkungen zur Stadt als Geschmackslandschaft«. Im Frühjahr 2009 polemisiert der Bezirksbürgermeister von Berlin-Neukölln gegen die Straßen- und Kiezfeste. Ihm ist deren »mangelnde Qualität« ein Dorn im Auge: Würstchenbude und Bierstand sind für ihn nicht die richtigen Mittel, um Neukölln in einer angemessenen Weise zu repräsentieren, sondern ein Ausdruck »barbarischen Geschmacks« (S. 160). Die Polemik des Neuköllner Bezirksbürgermeisters entziffert Lindner mit Hilfe des Konzeptbegriffs »Geschmackslandschaft« als Teil eines Deutungskampfes um den Kiez. »Geschmackslandschaft« meint dabei eine »Konfiguration von sozialen Praxen, kulturellen Codierungen und topografischen Besonderheiten […], die konstitutiv für die affektiv-emotionale Erfahrung des Stadtraums sind« (S. 166). Sie verweisen auf bestimmte soziale Trägerschichten und beschreiben damit über Geschmack konstituierte symbolische Ordnungen, die durch spezifische Ein- und Aus-

© Campus Verlag GmbH

schlüsse gekennzeichnet sind. So lässt sich der Streit um die Kiezfeste in Berlin-Neukölln schließlich als ein Streit um die Durchsetzung unterschiedlicher kultureller Deutungsmuster des Stadtraums verstehen.

An den Aufsatz von Rolf Lindner schließt der Beitrag »Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt – Eine architektursoziologische Skizze« von Silke Steets an. Auch Steets richtet ihr Interesse auf die Frage nach der Stadt, allerdings gibt sie ihren Überlegungen zum Thema die Form einer Architektursoziologie. Unter Architektur versteht sie ein Phänomen, »das zugleich physisch wie symbolisch-bildhaft ist« (S. 173). Materialität und kulturelle Deutungsleistungen sind im Medium der Architektur aufs engste miteinander verwoben. Architektur leitet soziales Handeln an, »indem sie einen konstitutiven Bestandteil eines kollektiven Sinnsystems darstellt und indem sie zugleich physischer Träger dieses Sinnsystems ist, dieses somit in der Welt erst realisiert und vergegenwärtigt« (S. 174). Das theoretische Fundament dieses Verständnisses von Architektur findet Steets nach der Vorstellung und Prüfung der architektursoziologischen Arbeiten von soziologischen Klassikern wie Emile Durkheim oder Norbert Elias in der Wissenssoziologie von Peter L. Berger und Thomas Luckmann.

Ulf Matthiesen beendet mit »*Knowledge Turn* in der Stadtforschung – Begriffscocktail mit Rezeptur« die Beiträge zum Thema »Stadt«. Als Aperitif serviert Matthiesen zunächst ein Plädoyer für einen »dosierten Cultural Turn« (S. 190). Anstelle strikter Ablehnung oder bloßer Affirmation des Cultural Turns kommt es Matthiesen darauf an, »seine weitere Spezifizierung in Angriff zu nehmen« (S. 190f.). Er tut dies am Beispiel der »deutschen Stadt- und Regionalsoziologien« (S. 191). Dieser Rezeptur folgend, präsentiert Matthiesen im Folgenden einen »Begriffscocktail«, indem er in Form eines Glossars die unterschiedlichen Begriffe und Konzepte, die derzeit in der Stadt- und Regionalsoziologie verhandelt werden, diskutiert. Dabei reicht die Bandbreite von der »Eigenlogik der Städte« über die »Europäische Stadt« und die »Kreative Stadt« bis hin zur »KnowledgeCity«. Matthiesen plädiert für einen »Knowledge Turn«, der die Koevolutionsdynamik von Stadt- und Wissensentwicklungen konzeptualisiert.

Das anschließende Kapitel versammelt Beiträge zur »Vergangenheit«. Es thematisiert Vergangenheit als kulturelle Ressource zur Bewältigung von Gegenwärtigem.

Erhard Stölting beschäftigt sich in seinem Beitrag »Nostalgie – Kreative Effekte eines problematischen Gefühls« mit der Sehnsucht »nach etwas, das irgendwie erinnert wird und so nicht mehr existiert oder verborgen ist«

© Campus Verlag GmbH

(S. 215), also mit einer emotional besetzen Form der Erinnerung, die gemeinhin den Namen »Nostalgie« trägt. Für die bundesdeutsche Gegenwart ist die »Nostalgie« derzeit vor allem als »Ostalgie« bedeutungsvoll. Stölting fächert »Nostalgie« begriffsgeschichtlich und strukturell auf. »Nostalgie« verweist auf etwas, das sowohl zeitlich wie auch räumlich hinter einem liegt. Die Bewertung dieser Erfahrung macht nun den Unterschied: Wird sie als Verlust oder als Fortschritt gewertet? Historisch jedenfalls haben beide Motive Aufnahme in politische Bewegungen gefunden, wobei »Nostalgie« als produktives Element vor allem für die nationalen Bewegungen eine Rolle gespielt hat. »Nostalgie« liefert für Individuen das Material zur emotionalen Identifikation, weshalb sie als »kreative und nicht immer erfreuliche Kraft durchaus ernst genommen werden« (S. 230) muss.

Geschichte gewinnt mit der zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft als identitätsstiftende Ressource an Bedeutung. Ausgehend von dieser These behandelt Sybille Frank in ihrem Beitrag »Warten auf den Cultural Turn: Das Ende der Geschichte und das Schweigen der Soziologie« den Geschichts-Boom seit den achtziger Jahren. Dieser Boom hat einerseits zu einem Bedeutungsgewinn alltagsbasierter Geschichten, andererseits zur Herausbildung eines »Geschichtsmarkts« geführt. Durch die vor allem von privaten Akteuren betriebene Popularisierung der Geschichte entstehen Deutungskämpfe, was sich im angloamerikanischen Raum bereits in der unter dem Namen »Heritage-Industrie« geführten Debatte niedergeschlagen hat. Deren Relevanz für die deutsche Soziologie belegt Frank anhand des Streits um den von privaten Anbietern kapitalisierten Berliner Checkpoint Charlie. Sie plädiert abschließend für eine vorurteilsfreie Bewertung populärer Erinnerungsformen und fordert die deutsche Soziologie dazu auf, sich den Themen der zunehmend umkämpften »Geschichtspflege und der Erbwerdung von Dingen und sozialem Handeln« (S. 238) anzunehmen.

Am Ende des Kapitels zur »Vergangenheit« steht der von Gunter Weidenhaus verfasste Beitrag »Wie viel Geschichte braucht das Ich? Normative Implikationen der psychoanalytischen Auffassung von Lebensgeschichtlichkeit«. Er zielt auf eine Befruchtung der Psychoanalyse durch Ergebnisse der von Weidenhaus unternommenen Biographieforschung. Dazu diskutiert er zunächst die dem psychoanalytischen Therapieansatz inhärenten Zeitmodelle, um diese dann mit empirisch erhobenen soziologischen Modellen der Lebensgeschichtlichkeit zu konfrontieren. Weidenhaus unterscheidet drei Modelle der Konstruktion von Lebensgeschichtlichkeit,

© Campus Verlag GmbH

nämlich den linearen, den zirkulären und den blasenhaften Typus. Im Ergebnis kann Weidenhaus zeigen, dass die »lineare Konstitutionsform […] als das zentrale Modell für Bildung von Lebensgeschichtlichkeit im psychotherapeutischen Setting« (S. 280) erscheint. Die psychoanalytische Therapie weist demnach einen Typus konstruierter Lebensgeschichtlichkeit normativ aus, während sie für die anderen Typen allenfalls pathologische Beschreibungen zur Verfügung hat. Abschließend fragt Weidenhaus kritisch, ob die Psychoanalyse und auch die Soziologie in der Lage sein werden, die beiden nichtlinearen Typen von Lebensgeschichtlichkeit als legitime Formen der Biographisierung anzuerkennen.

Im Anschluss an die Beiträge zur »Vergangenheit« haben wir drei Aufsätze zusammengefasst, welche die »Dezentrierung« von Erzählungen beleuchten, die für das europäische Selbstverständnis entscheidend sind.

Carlo Caduff und Shalini Randeria beschäftigen sich in ihrem Beitrag »Reinventing the Commons« mit dem Problem der Patentierung geistiger Eigentumsrechte und stellen die Frage: »How universal is the contrast between the natural and the cultural?« (S. 300). Die erstarkende Diskussion um das Gemeineigentum sehen die beiden Autoren als eine Gegenbewegung zur derzeitigen Form des Patentrechts. Die Praxis der Patentierung von geistigem Eigentum beruht auf der (westlich-europäischen) Unterscheidung von Natur und Kultur. Dagegen unterläuft die Vorstellung des Gemeineigentums, wie sie sich in vielen außereuropäischen Gesellschaften findet, diese westlich-europäische Leitunterscheidung. Der im Text angetretene Nachweis, dass die Unterscheidung von Natur und Kultur jedoch alles andere als universal ist, eröffnet einen Möglichkeitsraum, in dem die gegenwärtige Praxis im Umgang mit geistigem Eigentum zur Disposition steht. Caduff und Randeria zeichnen nach, wie sich in diesem Möglichkeitsraum alte und neue Machtkonstellationen herausbilden.

Trutz von Trotha und Mario Krämer stellen in ihrem Kapitel »Anpassung und Kreativität – Über afrikanische Variationen politischer Heterarchie« das tief in der europäischen Tradition verwurzelte europäische Staatsmodell in Frage. Diesem stellen sie eine besondere Form heterarchischer politischer Ordnung gegenüber, die die Autoren als »Parastaatlichkeit« bezeichnen. »Parastaatlichkeit« ist »eine Ordnung in der Prozesshaftigkeit eines stets konflikthaften Hin und Her zwischen den Polen der staatlichen Souveränität und der Parasouveränität, zwischen staatlicher Verwaltung und parastaatlicher Herrschaft« (S. 316). Damit bleibt genügend Spielraum für die traditionellen politischen Organisationsformen, sich

© Campus Verlag GmbH

neu in dem Hin und Her der Parastaatlichkeit einzurichten. Am Beispiel des neotraditionalen Häuptlingtums in Somaliland zeigen die beiden Autoren, wie »Parastaatlichkeit« und traditionale Herrschaftsformen ineinander greifen. Das neotraditionale Häuptlingtum etabliert sich gewissermaßen am Rande der jeweiligen staatlichen Verwaltungszentren. Von Trotha und Krämer fassen dieses Phänomen begrifflich als »Periurbanität« und thematisieren damit eine spezifische Anpassungsleistung traditionaler Herrschaftsformen an die neuen, als »Parastaatlichkeit« bezeichneten Formen politischer Ordnung.

Der Beitrag »Wissenssoziologische Ursprünge der Ungleichheitstheorie: Das Tocqueville-Paradox« von Sighard Neckel schließt an das Thema der politischen Ordnung an, indem hier ebenfalls eine zentrale Erzählung der europäischen Moderne in Frage gestellt wird. Das »Tocqueville-Paradox« dekonstruiert einen großen europäischen Mythos, nämlich denjenigen, dass die Französische Revolution auf Grund materieller Not ausgebrochen sei. Das historische Material zeigt jedoch, dass der revolutionäre Aufbruch erst entstand, nachdem die materielle Not gelindert worden war. Diesen Befund von Alexis de Tocqueville nimmt Neckel auf, um die wissenssoziologischen und damit kultursoziologischen Anfänge der Ungleichheitsforschung aufzudecken. Folgt man den Überlegungen von Tocqueville, dann ist für die Menschen nicht die absolute materielle Not handlungsleitend, sondern die Interpretation der sozialen Lage, was Neckel abschließend zu der Einsicht führt, dass »an der Wiege der modernen Ungleichheitstheorie eine kultursoziologisch inspirierte These [stand, d. V.], die Auskünfte darüber zu geben verspricht, wie und mit welchen Folgen soziale Unterschiede im kollektiven Bewusstsein gesellschaftlich verarbeitet werden« (S. 339f.).

Das abschließende Kapitel ist mit »Event« überschrieben und umfasst zwei Aufsätze, die sich dem Thema zum einen vonseiten der Ökonomisierung und Professionalisierung von Kultur und zum anderen historisch nähern.

Ronald Hitzler und Arne Niederbacher bearbeiten in ihrem Beitrag »Das Ereignis als Aufgabe – Zur Trajektstruktur der ›Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010‹« die Frage, wie Mega-Events realisiert werden. Um zu verstehen, wie es zu einem Mega-Event kommt, betrachten die beiden Autoren »eine Veranstaltung wie das Mega-Event ›Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010‹ strukturell als Trajekt […], das heißt als ein auf ein bestimmtes Ereignis hin gerichtetes situationsübergreifendes Erzeugnis, in

© Campus Verlag GmbH

welches die einzelnen Akteure mit unterschiedlichen Positionen, Plänen, Aufgabenstellungen (in unterschiedlichen Arenen agierend) durch ihre Handlungen problemlösungsorientiert eingebunden und auf das sie sinnhaft bezogen sind« (S. 347). Mit Hilfe des Trajekt-Begriffs gelingt es Hitzler und Niederbacher, das unübersichtliche Mit- und Ineinander verschiedener Akteure und Interessen begrifflich so zu fassen, dass einsichtig wird, wie am Ende ein Großereignis wie die »Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010« möglich werden kann.

Richard Faber beendet das Kapitel zum »Event« mit einer »transdisziplinären Tour d'Horizon« zum Thema »Basler und Mainzer Fas(t)nacht, Kölner Karneval und Münchner Fasching vor allem«. Dabei entwickelt er zunächst die in den Karnevals-Traditionen angelegten widerständigen Motive, immer mit dem Hinweis darauf, dass hinter der eigentlich stabilisierenden Ventilfunktion des bunten Treibens auch immer die Drohung an die Adresse der Mächtigen steht, der »verkehrte« Zustand könnte auf Dauer gestellt werden: »Masken- bzw. Narrenfreiheit war schon in Antike, Mittelalter und früher Neuzeit nie harmlos« (S. 363). Im Durchgang durch die verschiedenen einzelnen lokalen Traditionsbestände zeigen sich deutliche Unterschiede. Je nach lokalem Zusammenhang werden unterschiedliche kulturelle Rahmenerzählungen herangezogen. In Köln und Mainz finden sich Bezüge zur christlichen Tradition, während die alemannische Fasnacht vor allem vor und während des Nationalsozialismus starken »Germanisierungsversuchen« ausgesetzt war. In München nimmt der Fasching im Wolfskehlschen Haus die Züge eines heidnischen Salon-Feuers an, so dass sich am Ende die stets gefährlich gebliebene Ventilfunktion des Faschings im Reigen spätbürgerlicher Selbsterfahrungssehnsüchte zu verlieren scheint.

Dieser Band ist Ausdruck des Engagements vieler Menschen für ein gemeinsames Projekt. Martina Löw danken wir für ihre tatkräftige Unterstützung dieses Publikationsvorhabens von Anfang an; Richard Faber, Ronald Hitzler und Sighard Neckel berieten uns bereitwillig hinsichtlich der Frage, wie eine Festschrift am besten auf den Weg zu bringen sei. Judith Wilke-Primavesi vom Campus Verlag nahm unseren Vorschlag mit Begeisterung auf und Rebecca Schaarschmidt begleitete uns kompetent durch alle Entwicklungsschritte dieses Projekts. Bei Sabine Berking, Beate Hildebrand und Heike Kollross bedanken wir uns für ihre Hilfe bei der Organisation der Tabula Gratulatoria in diesem Band, bei Silke Steets und Gunter Weidenhaus für ihre große Solidarität und die stets gut gelaunte gemeinsame Arbeit an dem Schlusskapitel dieser Festschrift. Jenes wuchs im Ver-

© Campus Verlag GmbH

lauf unserer Treffen jedoch zu einem eigenen kleinen Projekt heran, das den Rahmen dieses Bandes gesprengt hätte und Helmuth Berking nun separat überreicht werden wird. Gerrit Leerhoff, Regine Henn und Christian Schilcher standen uns bei dieser Entscheidung hilfreich und humorvoll zur Seite. Jana Günther und Hans Jakel danken wir für ihre liebevolle Unterstützung und für ihr immer offenes Ohr in allen Entstehungsphasen dieses Buches. Nicht zuletzt bedanken wir uns sehr herzlich bei allen Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre Bereitschaft, den thematischen Fokus dieser Festschrift mitzutragen. Mit ihnen zusammenzuarbeiten war uns zu jeder Zeit ein großes Vergnügen.

Die Herausgeber, Darmstadt, im Juni 2010

Literatur

Berking, Helmuth (2008), »Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen‹. Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte«, in: Ders./Löw, Martina (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt a.M./New York, S. 15–32.

— (1996), *Schenken. Zur Anthropologie des Gebens*, Frankfurt a.M.

— (1984), *Masse und Geist. Studien zur Soziologie in der Weimarer Republik*, Berlin.

© Campus Verlag GmbH

© Campus Verlag GmbH

QUERWÄRTS

Eine Collage

Urs Jaeggi

Ein längs hingelegter Hund, als gehöre er sich selbst. Ein einbeiniger Tisch, mitten auf der Straße auf einen neuen Eigentümer wartend. Zwei Hände als Verkehrspolizist, der Mund eine Pfeife.

Man kann Formen, Farben, die Ikonologie der Bilder zu erfassen versuchen. Ausloten, Detail um Detail die Werke und ihr Umfeld erhellen. Hermeneutisches in Aktion.

Aber vor- und nachher wissen wir: Kunstwerke existieren als Kunstwerke, weil Experten, der innere Knäuel, sie als solche bezeichnen. Eine Allianz von Spezialisten, die die Phänomene »Kunst« und »Kultur« nach ihren Kriterien und ihrem Gusto einzugrenzen versuchen. Der Versuch ist meist auch das Urteil. Methodisch begründen hilft, verstört und zerstört. Hilft: Es ordnet auf radikale Weise, hebt Unterschiede hervor, verwischt Nuancen und hält Unbestimmbares fern. Die Radikalität sitzt am falschen Platz. Da Schönheit, aber auch die Werke, nicht mehr selbstverständlich sind, nie waren, muss das Geschaffene zumindest bedeutend sein. Bedeutungsgeladen ist vieles. Es muss den Betrachter packen, aufregen, Ruhe und Unruhe auslösen. Aber da sind die erwähnten Wärter, die Zellen bilden. Das Spannende, weil Ausbrüche nicht zu verhindern und notwendig sind, geschieht in der Not, auf der Flucht. Wo es ums Überleben geht. Wo auseinanderstrebende oder sich aufsaugende Kulturen sich bekämpfen, befruchten, ablehnen oder verschmelzen. Und wo die Disziplinen sich brechen. Draußen, im Freien, ist die Luft scharf und ungemütlich, das Denken schwieriger. Ein Grund, warum der immer stärker geforderte interdisziplinäre Diskurs so holprig daherkommt und sich leicht, gegen die eigenen Anforderungen, selbst auflöst. Halbfertiges, Systemdichtes, Liegengelassenes, Modisches. Die Wunde bleibt.

Zum Fenster hinausschauen. »Legen Sie die Sanduhr ans Ohr, und hören Sie die Zeit« (Giuseppe Chiari). Wer eindeutige Erklärungen einsetzt,

© Campus Verlag GmbH

ist aus dem Spiel. Das Zentrum meiden. Sich an den Rändern herumtreiben.

»Wer immer alles moralisch sieht, dem geht das moralische Urteil ab; wer immer alles theoretisch hinterfragt, der beherrscht nicht die Kunst des theoretisch produktiven Fragens« (Martin Seel).

Kunstschaffende fordern diesen Diskurs, beteiligen sich, nicht immer mit dem dafür notwendigen Gespür, um über das rein Ästhetische, das es nicht gibt, hinaus zu gelangen. Das Gefundene bleibt fragil, zerbrechlich, immer häufiger auch ephemer. Kein Nachteil: experimentieren, den Obsessionen folgen, sich aussetzen. Oder etwas pathetisch: Hier zeigt sich, wie notwendige Werke immer auch riskant das Spiel zwischen Leben und Tod inszenieren. Hautnah, hauttief. Hier, über die Hintertreppe, erscheint die *conditio humana*, die Angst, das Schreckliche, das Grausame der Modernität, aber auch das Frivole, Schockierende, das Exzentrische und Berührende. Das Inhumane und das Menschenwürdige treibt zunehmend Kunstmachende und Kunstbeurteilende herum, in einer krisen- und kriegsdurchschüttelten Welt zwangsläufig. Im direkten Engagement, mit Ausnahmen, nicht einlösbar. Man kann Quadrate, zerfetzte Körper malen oder formen, Abfälle, Kaputtes in Installationen ausbreiten, was auch immer, und mit welchen Materialien gemacht und inszeniert. Geräusche als Musik. Töne als Farben, Farben als Töne, Wörter als Bild, Lärm und Stille, Hypermobiles und Erratisches. Kultur ist rundum, wenn man sie spürt und erkennt.

Glatt geht das nicht. Die Machenden (ob Wissenschaftler oder Künstler) haben mit Brüchigem und mit Enttäuschungen zu leben. Vor der Frage, warum Kunst in einer Welt, in der Millionen ums Überleben kämpfen, und Millionen diesen Kampf verlieren, gibt es kein Ausweichen.

Ich murmle: Es ist seltsam, wie sich mitten in der Hölle etwas dagegenstemmt. Ein Wunder. Wie die Liebe. Wie ein *fou rire*. Vielleicht eine Erfahrung, die uns vor dem Aufgeben und dem Selbstmord schützt. Das wäre viel.

Er hüpft auf einem Fuß über den rissigen Betonboden hinaus auf die Straße. Vorübergehenden Passanten wachsen neue Ohren, ihre Münder reden laut mit Unsichtbaren. Laptops fahren Straßenbahn.

© Campus Verlag GmbH

Kultur – Soziologie

Mode und Methode?

*Helmuth Berking (1989)**

Jedes Wort will wörtlich genommen
werden, sonst verwest es zur Lüge,
aber man darf keines wörtlich nehmen,
sonst wird die Welt zum Tollhaus.
R. Musil

1.

»Kultur«, so scheint es, ist zur Zauberformel unserer Geistesgegenwart geworden. Sie bewegt die Gemüter zwischen Postmoderne und Moderne; sie orientiert den Blick auf eine gesellschaftliche Realität scheinbar jenseits von Ökonomie und Politik; sie strukturiert ein Terrain symbolischer Kämpfe um Anerkennung und Durchsetzung von Lebensformen und Ausdrucksinteressen, um Selbstthematisierungen und Stilisierungen und: Sie reetabliert innerhalb der sozialwissenschaftlichen Diskussion eine neue/alte Thematik, die nichts weniger als einen klar umgrenzten Gegenstandsbereich markiert: Kultursoziologie.

Kultur und Soziologie – weder das Eine noch das Andere lässt sich ohne weiteres definieren. Kultur, das scheint traditionell eher auf Kunst und Literatur, auf Philosophie und Religion, auf die ästhetischen und intellektuellen Produktionen zu zielen; und Soziologie hätte es vorrangig mit Gesellschaft zu tun, mit den sozialen Beziehungen, den Macht- und Herrschaftsverhältnissen, in denen dies geschieht.

Doch schon der Eindruck als handele es sich bei der Umorientierung des soziologischen Feldes lediglich darum, jener schlechten Unendlichkeit, in der die soziologischen Diskurse sich mittlerweile zu verlieren drohen, eine weitere Bindestrich-Abteilung hinzuzufügen, täuscht. Denn gegenwärtig über Kultursoziologie sprechen, hieße im wesentlichen über Entdif-

---

* Hierbei handelt es sich um einen Wiederabdruck von Berking, Helmuth (1989), »Kultur – Soziologie: Mode und Methode?«, in: Ders./Faber, Richard (Hg.), *Kultursoziologie – Symptom des Zeitgeistes?*, Würzburg, S. 15–34. Wir danken Königshausen & Neumann für die freundliche Genehmigung.

© Campus Verlag GmbH

ferenzierungsversuche und Syntheseabsichten berichten, darüber, dass und wie Kultursoziologie zur Soziologie, Soziologie zur Kultursoziologie wird.

Wenn heute die religionssoziologischen Studien Max Webers oder etwa die *Philosophie des Geldes*, wie überhaupt die Arbeiten Georg Simmels als kultursoziologische Vorbilder gelten, obwohl beide diesen Terminus nicht für sich in Anspruch nahmen, dann sind es vor allem aktuelle Problemlagen und Deutungsdefizite, die eine solche Umwertung der selektiven Traditionsbildung motivieren.[1] Sicherlich, Alfred Weber führt die Bezeichnung bereits kurz nach der Jahrhundertwende in die wissenschaftliche Diskussion ein. Insofern gehört Kultursoziologie und wichtiger noch: ein sehr spezifischer, aus der bildungshumanistischen und geisteswissenschaftlichen Tradition resultierender Bedeutungsgehalt von »Kultur« zum Kern dessen, worum sich die deutsche Soziologie als wissenschaftliche Disziplin begründete; begründen musste, denn Soziologie, das war damals gleichbedeutend mit Positivismus, Naturrecht, Materialismus, mit all jenen Momenten, die als bloße »Zivilisation« bezeichnet, sich scharf vom kulturellen Selbstverständnis der Zeit abhoben. Es macht die Besonderheit der deutschen Soziologie aus, dass sie im Namen der Kultur auf den Weg kommt. Die Entdeckung aber, dass Soziologie Kultursoziologie zu sein habe, ist gegenwärtigen Datums.

»Kultur« also als Pathosvokabel, damals wie heute?

Beiden Konstellationen gemeinsam mag ein Bewusstsein von Krise und Bruch sein, die Vorstellung einer Epochenschwelle, der das Alt-Bewährte nicht mehr und das Neue noch nicht geheuer erscheint. Doch die soziologischen Ausgangsbedingungen sind grundverschieden. Organisierte sich der soziologische Diskurs um die Problematik eines auf Hochtouren laufenden Modernisierungsprozesses, immer noch im Konflikt mit traditionalen Beständen, kollektiven Lebensformen, institutionell verfestigten Normen und Werten, von und an denen er zehrte, und um eine zeitkritische Perspektive, die die Folgekosten kapitalistischer Vergesellschaftung mit Hilfe des Gegensatzes von Kultur und Zivilisation als Modernisierungszwänge der Tradition bewertete, so geht es heute vorrangig um die Folgekosten einer forcierten »reflexiven Modernisierung«, die längst nicht mehr auf traditionale Bestände, sondern auf die Prämissen der Industriegesellschaft selbst durchgreift und deren Strukturen sukzessive verändert.[2]

1 Zur Renaissance der Kultursoziologie vgl. Neidhardt/Lepsius/Weiss (1986).

2 Modernisierung der Tradition und reflexive Modernisierung sind zwei der tragenden Interpretationsmuster einer imposanten soziologischen Gegenwartsanalyse, die Ulrich

© Campus Verlag GmbH

Gleichzeitig rückt eine Form der Zeitkritik in den Vordergrund, die sich bereits jenseits dieser Formation, aber auch jenseits der Soziologie wähnt. So entsteht der Eindruck, als habe die Soziologie – noch vor wenigen Jahren eine Art kritische Leitdisziplin – den gesellschaftlichen Wandel verpasst; als sei ihr mit dem vermeintlichen Ende der modernen, industriekapitalistischen Gesellschaft im wahrsten Sinne des Wortes der Gegenstand abhanden gekommen; als wäre die Fluchtlinie »Postindustrialismus« zwangsläufig auch eine des Post-Soziologismus.

Sozial- und gesellschaftskritische Impulse artikulieren sich heute in veränderten sozialen Räumen und neuen Formen. Nicht die soziologische Kritik, sondern die Kritik an der Soziologie ist es, die nun ein Publikum findet. Dies verweist auf Verschiebungen innerhalb des gesellschaftlichen Kräftefeldes, auf veränderte Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der sozialen Realität, die ihrerseits soziologisch zu erklären wären. Die vorschnelle Diskreditierung der zeitgenössischen Protestformen und intellektuellen Herausforderungen als theoretisch haltlose, aus subjektiven Lebensgefühlen, Krisenrhetorik und diffuser Sinnsuche zusammengesetzten Positionen, als bloße »Kulturkritik« also, verspielt schon im Vorfeld die Chance, sich selbst in diesem Zusammenhang wahrzunehmen. Sie macht vergessen, dass die Soziologie immer auch Teil jenes Feldes ist, in dem vorrangig um Definitionen und autorisierte Deutungen des Sozialen gestritten wird, dass sie gleichsam als Mitkonkurrentin um die legitime Sicht des Sozialen in Erscheinung tritt und von der Zeitkritik als solche bewertet wird.

Allerdings hätte eben dies auch für die Gewissheiten zu gelten, die heute als letzte Weisheiten verkauft werden: dass anstelle mitleidiger Nachrufe die sachbezogenen Kontroversen zuallererst zu führen wären. Denn wer vermöchte gegenwärtig zu garantieren, dass die mit wissenschaftlicher Selbstverständlichkeit vorgetragenen Wissenschaftskritiken, dass die Abrechnungen mit einer scheinbar aus den Fugen geratenen Vernunft oder die fieberhafte Suche nach den Vorzeichen der Postmoderne in – sagen wir – zehn Jahren nicht selbst als glänzende oder vielleicht doch nur elende Inszenierungen des Zeitgeistes durchschaut sein werden?

Wie auch immer: In den aktuellen Kontroversen um Krise und Kritik der Moderne haben sich die thematischen Horizonte der Zeitkritik und der Soziologie nachhaltig verändert und zugleich auffallend vereinheitlicht. Das Bild der »modernen« Gesellschaft hat frühere Bilder und Grundmuster wie

---

Beck unter dem Titel *Risikogesellschaft* (1986) vorgelegt hat. Zur soziologischen Diskussion um Bruch oder Kontinuität der Moderne vgl. J. Berger (1986).

© Campus Verlag GmbH

»Industriegesellschaft« oder »Spätkapitalismus« verblassen lassen und durch ein neues Referenzsystem »Kultur« überblendet. An die Stelle sozialökonomischer oder gesellschaftsstruktureller Analysen treten soziokulturelle Problematisierungen in zeitdiagnostischer Absicht. Allerdings impliziert die kulturtheoretische Wende mehr als nur einen Themenwechsel. Denn die verallgemeinernde Durchsetzung eines gleichsam ethnologisch aufgeladenen Kultur-Begriffs verbindet und begründet sich mit der voraussetzungsreichen Annahme eines generellen gesellschaftlichen Gestaltwandels und findet ihr polemisches Gegenüber in einer angeblich veralteten, da noch ganz im Banne der Industriegesellschaft befangenen und ebenso wie diese zur Tradition erstarrten wirklichkeitsblinden Form sozialtheoretischen Denkens.[3] Insofern wäre die »Kulturalisierung« der Gesellschaftauffassung nicht nur als Antwort auf die Krise der Soziologie, sondern gleichermaßen auch als Ausdruck wie Deutung des gesellschaftsstrukturellen Wandels selbst zu lesen.

Wenn im Folgenden einige Aspekte zu dieser Problematik zusammengetragen werden, dann nicht mit dem Ziel, einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Kultursoziologie zu geben. Im Gegenteil. Die These von einer Kulturalisierung der Gesellschaftsauffassung im Allgemeinen und der Kultursoziologisierung der Soziologie im Besonderen dient eher als Problemformel und Richtungshinweis für die Beschreibung unterschiedlichster Suchbewegungen, deren kleinster, aber eben gemeinsamer Nenner darin besteht, auf einem bestimmten Wege zu sein, einem Weg von der Industrie- in die Kulturgesellschaft.

2.

Wo früher »Gesellschaft« war, so könnte man überspitzt formulieren, ist nun »Kultur« geworden.

Seit Mitte der siebziger Jahre gewinnt eine Entwicklung an Anschaulichkeit, in der Leitsemantiken, grundbegrifflich fixierte Selbstverständlichkeiten gesellschaftlicher Selbstthematisierungen erodieren, beiseitegeschoben und ersetzt werden. Nun sind Bedeutungsverschiebungen und -neu-

3 Alain Touraine (1986) spricht in diesem Zusammenhang von »der Zersetzungs-Krise des soziologischen Denkens, das der Zersetzungskrise der Industriegesellschaft entspricht«.

© Campus Verlag GmbH

schöpfungen alltägliche Vorgänge. Auch die fundamentalen Oppositionen, in denen konträre Ausdrucksinteressen um Aufklärung und Gegenaufklärung, Fortschritt und Fortschrittskritik, um Gemeinschaft und Gesellschaft, rechts und links sich gestalten, bieten ein gewohntes Bild, zumindest solange sie ihre ordnungsstiftenden Evidenzen nicht verlieren. Ein solcher Eindruck aber, dass die sprachlich artikulierten Erfahrungen sich zusammenzuziehen und die Differenzen zu verschwimmen beginnen, entsteht, wenn wie auf ein geheimes Zeichen hin nicht mehr von Politik, sondern von politischer Kultur, nicht mehr von Industrie und Technik, sondern von deren Kultur, nicht mehr von Jugend, sondern von Jugendkultur die Rede ist; wenn Freizeit-, Sub- und Volkskulturen, Wohn- und Esskultur, Kneipen- und Theaterkultur, alternative, Arbeiter- oder Angestelltenkulturen wahlweise die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wenn die Kultur der kritischen Diskurse gepflegt wird, man sich nicht mehr über Verständigungsprobleme, sondern darüber beklagt, dass die Kultur der Verständigung bedroht sei; oder wenn die Deutsche Bank nicht mehr verspricht, aus Geld mehr Geld zu machen, sondern sich in ihrer Eigenwerbung unter dem Stichwort »lebendige Kultur« darauf beschränkt, die Anzahl der Museen und Orchester, der Universitäten und Volkshochschulen zusammenzuzählen, um dem staunenden Publikum mitzuteilen, dass die Bundesrepublik eine blühende »Kulturlandschaft« sei, für die es sich einzusetzen lohne.[4] Und selbst das Alltägliche, das als Gewöhnliches so lange verachtet wurde, scheint im Begriff der »Alltagskultur« dem Erhabenen ein wenig näher gerückt.

Die öffentlichkeitswirksame Überschreibung sozialer in kulturelle Tatbestände vermittelt zunächst den Eindruck, als ginge nun – den sich täglich überbietenden realen wie erwartbaren, bis in die atomare Selbstauslöschung hochgetriebenen Katastrophen zum Trotz – vieles gemütlicher, aber auch gediegener, kultivierter eben, vonstatten. Als regulative Idee bedeutsamer freilich ist die Hervorhebung und Betonung des Besonderen, die Ausbildung einer spezifischen, auf Eigensinn und Differenz justierten Optik auf der einen, und damit einhergehend, die Veralltäglichung des Protests gegen ein imaginäres Allgemeines auf der anderen Seite. Affirmation und Kritik, unabgegoltene utopische und traditionale, fast elitistisch verformte Bedeutungsgehalte von »Kultur« fließen in dieser Erzählweise ineinander und mischen sich.

4 Karl Markus Michel (1984) hat den Werbetext der Deutschen Bank dokumentiert und kommentiert.

© Campus Verlag GmbH

»Der Mensch«, so begründete Ernst Cassirer »Kultur«,

»lebt in einem symbolischen und nicht mehr in einem bloß natürlichen Universum. Statt mit den Dingen selbst umzugehen, unterhält sich der Mensch in gewissem Sinne dauernd mit sich selbst. Er lebt so sehr in sprachlichen Formen, in Kunstwerken, in mythischen Symbolen oder religiösen Riten, dass er nichts erfahren oder erblicken kann, außer durch Zwischenschaltung dieser künstlichen Medien« (Cassirer 1960: 39).

Doch was passiert, wenn sich das »symbolische Universum« pluralisiert, die »künstlichen Medien« eigenlogisch Sinn produzieren, aus Kultur Kulturen werden?

»In dem Augenblick, wo wir entdecken, dass es Kulturen und nicht nur eine Kultur gibt, in dem Augenblick also, wo wir das Ende eines illusorischen oder realen kulturellen Monopols zugeben, in diesem Augenblick bedroht unsere eigene Entdeckung uns mit zerstörerischer Kraft. Plötzlich schält sich die Möglichkeit heraus, dass es nur noch die ›Anderen‹ gibt, dass wir selbst ein anderer unter den anderen sind; wenn jede Bedeutung und jedes Ziel verschwunden ist, dann wird es möglich, durch Zivilisationen zu spazieren wie durch Ruinen oder Überreste; die ganze Menschheit wird so etwas wie ein imaginäres Museum« (Ricoeur 1974: 285).

Diese in Hinblick auf die Differenz von Weltzivilisation und nationale Kulturen formulierte Dramatik scheint sich heute anhand der eigenen Gesellschaft zu wiederholen: vertrautes Gelände und doch terra incognita, wo wir, ähnlich wie im Völkerkunde-Museum herumspazieren und Juppies und Punks, Ökos und Grufties, Herrn und Frau Jedermann – und jeder sich selbst – als Besondere unter Besonderen, als Andere unter Anderen erleben.

Grundlage der neuartigen Phänomenalität des Sozialen dürfte die zunehmende, für die Nachkriegsgeschichte der westlich-demokratischen Gesellschaften aber ganz typische Pluralisierung der Lebensformen sein. Dieser Vergesellschaftungsmodus setzt tiefe Einschnitte und Brüche in den institutionellen Mustern der Lebensführung voraus, die zum einen aus der Enttraditionalisierung klassenkulturell stabilisierter Sozialmilieus und kollektiver Lebensformen resultieren (vgl. Mooser 1984; Berger 1986), zum anderen aber auch daraus, dass die vor wenigen Jahren noch fraglosen, um Arbeit, Beruf und Familie zentrierten Identitätsentwürfe einen Teil ihrer prägenden Kraft in Konkurrenz mit alternativen Orientierungen und Wertvorstellungen eingebüßt haben (vgl. Beck/Brater/Daheim 1980; Offe 1984).

© Campus Verlag GmbH

Ulrich Beck hat die sozialstrukturellen und soziokulturellen Effekte der Modernisierung auf die Formel eines zweiten epochalen Individualisierungsschubes hin zugespitzt. »In der individualisierten Gesellschaft muss der einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen« (Beck 1986: 217). Dabei geht es gleichermaßen um den Zwang wie die Chance, Einstellungen zu ändern und Perspektiven zu wechseln, um paradoxe Verhaltenszumutungen allemal. Denn Individualisierung bedeutet zugleich Erhöhung der subjektiven Möglichkeitsspielräume und vollkommene Marktabhängigkeit in allen Dimensionen der Lebensführung, Verfreiheitlichung und Standardisierung, gesteigerte Selbstbezüglichkeit, Selbstvergewisserung und gesteigerte Außensteuerung. Die dem Individualisierungstheorem implizite Pluralisierung der Lebensformen führt zugleich zu einer Pluralisierung der politischen Konfliktlinien. Wenn der Einzelne selbst »zur lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen« wird, scheinen die Integrationsmodi des staatsbürgerlichen und familialen Privatismus in ihrer Funktion bedroht. Der Privatismus wird politisch, »politischer Privatismus« (ebd.: 155f.) sorgt auf diese Weise für die schönsten Kontroversen wie etwa die um »Unregierbarkeit« oder die vom Ende der Demokratie.

Dass die beschriebenen Änderungen der Vergesellschaftungsformen heute vor allem als kulturelle Wandlungsprozesse wahrgenommen werden, hat ebenso mit der bunten Vielfalt normativen Dissenses wie mit den Tendenzen seiner zivilisationskritischen Vereinheitlichung zu tun.

Glaubt man den Ergebnissen der Wertwandelforschung (Inglehard 1977; Klages 1979; 1984; kritisch: Thome 1985), dann hat die »silent revolution« bestimmte Bevölkerungsgruppen schon im Griff. Bei gut ausgebildeten Jugendlichen, Angehörigen der »neuen« Mittelschichten und der sozialen Berufe werden die »materialistischen«, um Wohlstand, wirtschaftliche und politische Stabilität zentrierten Werte so wie die als »klassisch« ausgezeichneten bürgerlichen Tugenden der Erfolgs- und Konkurrenzorientierung, der Leistung und Disziplin zusehends verdrängt durch die »postmaterialistischen« Werte der Selbstverwirklichung, der Partizipation und Solidarität. Ästhetische Ausdrucksinteressen, ökologische Werte und politisch-partizipatorische Orientierungen wären so in der Hierarchie der Bedürfnisse an die erste Stelle gerückt. Auch der »Wechsel der Symbolfiguren von Ödipus zu Narziß« (Habermas) weist bei aller Problematik seiner

© Campus Verlag GmbH